

da zurück. Dort sind sie Ärmste unter den Armen geworden. Flüchtlinge, die versuchen, zu überleben und ihre Lebenseinstellung zu bewahren trotz der Kompromisse, die viele bereits gemacht haben. Zum Beispiel, auf elektrischen Strom umzusteigen, weil er günstiger als Öl ist. Doch über 30 Prozent sind landlos, mehrere Zehntausende von ihnen sind an den wirtschaftlichen Rand gedrängt. Viele unter ihnen können deshalb Grundprinzipien ihrer Gemeinschaft nicht mehr einhalten. Daraus entstand Bitterkeit zwischen den treugebliebenen und den zum Bruch mit den Grundsätzen gezwungenen Altkoloniern, Entfremdung und Zerstreuung von Familien. Am schlimmsten dran sind die Saisonarbeiter, die in Kanada unter inhumanen Bedingungen arbeiten müssen. Sie sind unterbezahlt, und von dem wenigen Geld geht ein Großteil weg für die Miete einer miserablen Hütte, die dem Arbeitgeber gehört. Deshalb werden die Kinder sehr schnell zur Arbeit herangezogen, deshalb besuchen sie nicht die Schule, wie sie es sollten. Denn laut Larry Towell sind die Altkolonier einer Grundbildung nicht generell abgeneigt, aber viele können sie einfach nicht wahrnehmen.

Dank des Tagebuchs wird man in das harte Leben der Altkolonier hineingezogen und versteht es von innen. Man kann nachvollziehen, wie schwer es für sie ist, Essen für Menschen und Vieh zu erwirtschaften auf einem Boden, wo nichts mehr wächst. Und man bekommt einen Einblick in die einfache menschliche Realität, die Larry Towell unter ihnen erlebt oder gesehen hat: Liebe, Treue, Gastfreundschaft, aber auch Härte innerhalb der Gemeinde, der Familien, untereinander – und leider auch eine große Hoffnungslosigkeit. »When a Mennonite loses his land, a bit of his human dignity is forfeited; so is his financial solvency. He becomes a migrant worker, an exile who will spend the rest of his life drifting among fruit trees and vegetable vines, dreaming of owning his own farm some day. But for these who struggle with God at the end of a hoe, the refuge of land, Church and community may be at least a generation away« (Tagebuchteil: The Mennonites. A biographical sketch).

*Lydie Hege und Rebekka Reuter*

Rudy Wiebe, *Wie Pappeln im Wind*. Roman. Aus dem kanadischen Englisch von Joachim Utz, Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2004, 350 S., geb.

»Ich habe lange gelebt. So lange, daß ich Tage brauche, mich an Teile zu erinnern und andere mir überhaupt nicht mehr einfallen, ohne daß ich Wochen lang immer ein bißchen darüber nachdenke ...« (S. 11) Aber dann

klappt es doch noch. Die Schulzeit und die Feldarbeit sind wieder gegenwärtig und auch der unerbittliche kanadische Winter, der die elf Sodenhäuser des Dorfes in Schnee hüllte. In diese Welt wurde Frieda Friesen am 22. April 1883 hineingeboren als eines von insgesamt 12 Kindern. Die Beschaffenheit des Bodens, das beste Pferd, das erschossen werden mußte, nachdem es sich ein Bein gebrochen hatte, Gerhard J. Willms, der Nachbar, Gespräche über Blumen mit Lena, die im Schlafe starb, Katechismusunterricht, Taufe und Verlobung. Mit dem Hinweis darauf, daß sie für sieben Dollar im Monat bei ihrem Onkel gearbeitet habe, bricht die Erinnerung plötzlich ab, so als wolle der Autor Frieda Friesen eine Verschnaufpause gönnen und wieder etwas Zeit zum Nachdenken. Später wird sie in weiteren drei Kapiteln mehr aus ihrem Leben berichten, erst einmal ist jedoch Jakob Friesen V an der Reihe.

Auch in sein Leben wird der Leser unvermittelt hineingeworfen. Er folgt ihm nach Rußland, schreitet mit ihm die feuchte Zelle ab, in die er auf Veranlassung des Geheimdienstes 1929 gesperrt wurde, sieht den »Teufel vom GPU« vor sich und spürt die Enttäuschung des Heimkehrers: »Mutti, Papa, ich bin wieder da! Sie haben mich laufen lassen!« (S. 20) Aber das Dorf scheint leer zu sein, der elterliche Hof in Gnadenfeld verlassen, lediglich Escha ist geblieben, ein russischer Bauer, der auf dem Mennonitenhof arbeitete und Muttachi. Auf wenigen Seiten ballen sich Ereignisse, Gedanken und Gefühle zusammen, die keiner strengen Ordnung folgen und allesamt vom mennonitischen Leben und Überleben in Rußland zeugen, geprägt von verheißungsvollen Anfängen, aber auch von Chaos, Gewalt, Flucht und einer nie endenden Hoffnung. Zu erfahren ist, daß Jakob Friesens Familie nach Moskau geflohen ist – ob sie von dort wegkamen? Escha jedenfalls, der einst als heruntergekommener und zerschundener Knabe auf dem Hof um Arbeit ersucht hatte, schien nun die Herrschaft auf dem Hof angetreten zu haben. »Der Sowjet«, so Muttachi, »hat ihm alles schriftlich übertragen, alles« (S. 27). Als Urgroßvater Friesen Haus und Stall 1871 gebaut hatte, konnte er nicht ahnen, daß dieser Escha sich einst mit seinem zweifelhaften Mädchen auf dem Scheunenboden bzw. im Stall amüsieren und auf diese Weise die mennonitische Lebenswelt moralisch entweihen würde. Aber es gab viel gefährlichere Burschen, die sich mit Mißbrauch nicht begnügten, sondern alles vernichten wollten. »Du hundsreckiger mennonitischer Kommunist« (S. 48) Mit diesen Worten wird Serebro angegriffen, einer der zu kurz gekommen war, der die Realschule nicht besuchen konnte, in dessen Haus keine Kröge-ruhr gehangen hatte und der nun von einer neuen Welt träumte: »Wir schaffen die neue Zeit, eine neue Welt in der Sowjetunion.« (S. 49) In jener Zu-

kunft, für die Serebro steht und die sich in ihm zu personifizieren scheint, ist für Mennoniten kein Platz mehr. Aus der gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen den beiden am Ende dieses Kapitels geht Jakob nicht nur körperlich, sondern auch weltanschaulich als Verlierer hervor.

Und so reiht sich ein Lebensausschnitt an den anderen. Viele der insgesamt 13 Kapitel, die aus mennonitischen Einzelschicksalen gewoben sind, enden abrupt, fast gewaltsam mit einem Schlußstrich, der in Wirklichkeit keiner ist. Eine Ausnahme bildet das letzte Kapitel mit der Überschrift »Unterwegs« (S. 270–338), in dem einzelne Lebensfäden zusammengeknüpft werden und sich die Vergangenheit in der Gegenwart neu gestaltet. Das Leben geht und es ging weiter, wenn auch nicht immer. »Samuel U. Reimers Ruf nach Vietnam« (S. 234–269) verhallte letztlich ungehört. Reimer schaffte es nicht, den ihm angeblich von Gott erteilten Auftrag, Frieden in Vietnam zu verkünden, auszuführen. Er scheitert an Widerständen aller Art, vor allem jedoch an der Ignoranz und Skepsis seiner Mitmenschen, die an der von ihm vernommenen Botschaft zweifeln und sich mit den Unerträglichkeiten der Welt besser arrangieren können: mit hungernden Menschen, mit Kindern, die in Vietnam zu Krüppeln gebraten, und jungen Amerikanern, die dort getötet werden. Am Schluß kommt die Einsicht. »Es war ein Fehler. Als ich die Stimme hörte, hätte ich gehen sollen. Einen Zettel auf den Tisch legen und ab. Wenn man so genau weiß, daß man erwählt ist, sollte man nicht warten und reden. Einfach gehen« (S. 267). Zu spät, wenige Monate später ist Reimer tot.

Versöhnlicher endet hingegen jenes siebente Anna Friesen gewidmete Kapitel, das die Überschrift »Der Brunnen« (S. 144–156) trägt. Es führt den Leser nach Schönbach, in die »grüne Hölle« des Chaco von Paraguay, wo das Leben beschwerlich und Wasser rar ist, Sandstürme toben und kanadische Mennonitenaugen die ankommenden Rußländer mustern. Anna wußte zwar genau, »wohin sie zu schauen hatte, als die ersten Männer der Rußländer durch Schönbach zogen und ihre Peitschen über den gemächlich schreitenden Ochsen knallen ließen und manchmal auf Plattdeutsch Grüße jodelten« (S. 151), die Distanz verflog jedoch mit jenem Sandsturm, der Anna Friesen und Joseph Hiebert einst am Brunnen zusammenführte und dort Schutz suchen ließ. Über die menschliche Episode hinaus, an die Anna sich Jahre später nur noch selten erinnerte, bietet auch dieses Kapitel einige interessante Beobachtungen, die zur Handlung gehören und doch über sie hinausweisen. In diesem Fall geht es um demütiges Frauenverhalten, das sich durch einen gesenkten Kopf auszeichnet und einen Blick, »der geradeaus in den Staub gerichtet ist, aus dem wir alle kommen und zu dem wir alle zurück-

kehren müssen« (S. 147). Automatisch hätten die Mennonitinnen diese Haltung eingenommen, wenn sie ihre Wassereimer an einem hölzernen Joch trugen, wodurch sie sich von den Languafrauen unterschieden, die ihre Gefäße auf dem Kopf balanciert hätten. Ein völlig anderer Eindruck entsteht hingegen, wenn Frieda Friesen im vierten und letzten Teil ihrer »Mein Leben, so wie es war« (S. 211–224) betitelten Reminiszenzen daran erinnert, was Frauen in Notsituationen leisteten: »Es gab drei ganze Dörfer, in denen fast nur Frauen und Kinder versuchten, Farmen aufzubauen« (S. 214). Gewiß haben derartige Aktionen das weibliche Demutsideal nicht verdrängen können, aber sie werden es kurzfristig außer Kraft gesetzt oder den rauen Forderungen des Lebens entsprechend modifiziert haben.

Das alles gehört zusammen. Die fragmentarischen Lebenserfahrungen der Hauptpersonen, die sich zwischen Rußland, Kanada und Paraguay bewegen, sind Teil einer historischen Entwicklung, die sich in einzelnen Schicksalen individualisiert. Rudy Wiebes Zeitzeugen waren Reisende zwischen vergangenen und neuen mennonitischen Lebenswelten und oft genug zwischen Leben und Tod. Es wird reichlich gelitten, getötet und gestorben in den einzelnen Kapiteln dieses Buches. Viele Kinder rafft der Tod dahin. Sie sterben in Zeiten von Epidemien (S. 109), oft als erste (S. 130), sie werden verscharrt wie der kleine Jonka (S. 184) und drohen wie David zu verhungern, dessen ausgezehnte Mutter keine Milch mehr hat (S. 178 f.). Pappeln im Wind ist ein Buch, das den Menschen Zweifel und Verzweiflung zugesteht. Und doch lebt es vor allem aus dem Glauben, der über alle irdischen Tiefen hinweghilft. »Aber denke immer so«, wird Frieda Friesen von ihrem Vater belehrt, »alles kommt von Gott, Kraft und Krankheit, Mangel und Fülle.« (S. 15) Entstanden ist ein Buch mit mennonitischer Seele, das sich jedoch allen an diesem Stoff Interessierten öffnet. Erwachsen ist es aus Geschichten, die der Autor »in mündlichen Berichten auf Plattdeutsch und leisen, in hochdeutsch geschriebenen Texten kennenlernte.« (S. 346). Drei Monate hat Rudy Wiebe 1966 im Gran Chaco unter jenen Mennoniten gelebt, die ab 1927 von Kanada und Rußland nach Paraguay gelangt waren. So persönlich seine Beziehungen zur mennonitischen Geschichte und ihren Menschen auch sind, der Autor hat sein »anderes« Lesepublikum nicht aus den Augen verloren, das das Glossar (S. 350 f.) ebenso dankbar annehmen wird wie die Karte über die Reiseroute und die knappe Vorstellung der Hauptpersonen (S. 9 f.).

*Marion Kobelt-Groch*